Das Dreigestirn.

Roman von Hans v. Spielberg.

(Fortsetzung.)

Madame de Vernier hatte dem jungen Offizier einige Zimmer des kleinen Hauses, das sie sich in Porto Ferrajo gemiethet, eingeräumt und ihn an ihre Tafel gezogen. Sie führte auf Elba ein stilles, einförmiges Leben, wie die meisten französischen Begleiter Napoleon's. Nur wenn der Kaiser, der immer noch einen gewissen Aufwand liebte oder doch seiner Stellung für entsprechend hielt, Feste gab, entfaltete sich in Porto Ferrajo eine Art von Geselligkeit. Dann und wann war Empfang im Palaste, dann und wann ein kleiner Ausflug in die Berge, Alles mit großer Sparsamkeit eingerichtet, die seltsam mit dem Luxus contrastirte, den der kaiserliche Hof ehedem in Paris oder St. Cloud entfaltet hatte. Napoleon hielt mit seinen Mitteln sorgsam Haus. Es sind noch die Anweisungen für seinen Hofmarschall aufbewahrt, aus denen hervorgeht, daß ein Ballfest für zweihundert Personen, das er gab, nicht über fünftausend Franken kosten durfte. „Auf Gefrorenes wird man," so schließt eines dieser Schriftstücke, „wegen der Schwierigkeit, es zu beschaffen, ganz verzichten müssen."

Auch der Haushalt der treuen Anhängerin des gestürzten Weltbeherrschers war überaus bescheiden eingerichtet, aber die geistreiche, liebenswürdige Frau und die Schönheit und Anmuth ihrer Tochter ließen diese schlichte Häuslichkeit dem Offizier, der zwei Jahre hindurch unter den drückendsten Verhältnissen das harte Brod der Gefangenschaft gegessen hatte, wie ein Eden erscheinen.

Wie einst in Kurt von Stetten's Brust, so lebte auch in Dulot's Empfinden bald ein heißeres Gefühl auf. Leise zuerst, schnell aber immer lebendiger erwachsend, ergriff ihn eine unwiderstehliche Leidenschaft für das schöne Mädchen, das wie eine Schwester mit ihm verkehrte. Wenn sie Arm in Arm durch die Olivenhaine längs der felsigen Küste lustwandelten oder auf schwankem Boot, nur von einem der seekundigen Fischer begleitet, hinüberfuhren nach der benachbarten Ziegeninsel, die zu dem kleinen Reich Napoleon's gehörte, dann war ihm oft, als ob er Louison nicht erst seit wenigen Tagen kenne, nein! als ob eine verborgene Leidenschaft, die lange schon in ihm gelebt, plötzlich zu hellen Flammen aufgelodert sei. Und wenn sie ihn dann mit zärtlicher Fürsorge zur Vorsicht mahnte, wenn sie voll inniger, sich in ihren ausdrucksvollen Augen so ergreifend widerspiegelnder Theilnahme den Erzählungen von seinen Abenteuern im Zarenweiche, von seinen Leiden in der Kriegsgefangenschaft lauschte, dann quoll es ihm oft so heiß in seinem Herzen empor, als müsse er ihr zu Füßen stürzen. Aber Dulot war ein Mann, der in der schweren Schule des Leidens gelernt hatte, sich zu beherrschen. Mannhaft kämpfte er mit seinen Empfindungen. Die große Aufgabe, die er vor sich liegen hatte, der die nächsten Monate seines Lebens ausschließlich geweiht sein sollten, mußte erst erledigt werden, ehe seine eigenen Wünsche in Betracht kommen konnten.

Und Louison?

Der junge Offizier, dessen mannigfache wechselnde Erlebnisse sie interessirten, dessen ritterlich frisches Wesen sie anmuthete, wäre ihrem Herzen vielleicht nicht gleichgültig geblieben, wenn nicht die Sorge um ihre eigene nächste Zukunft sie völlig beschäftigt hätte. Ihre Abreise von Elba stand bevor, die erste längere Trennung von der geliebten Mutter. Sie sah eine Zukunft vor sich, vor der sie zugleich erschauderte, und die doch einen geheimnißvollen Reiz auf sie ausübte: eine Zukunft voll Glanz und Schimmer, voller Vergnügen und voll wechselvoller Begebnisse, aber auch voll schwerer Verantwortung und voller Sorgen!

Schnell vergingen die kurzen Tage bis zu dem für die Abreise festgesetzten Termin. Am 3. Oktober geleitete Madame de Vernier ihre Tochter zu der kleinen Felukke, die sie nach Livorno führen sollte wo ihrer weitere Bestimmungen harrten.

Es war in früher Morgenstunde. Die Quais waren noch ganz leer, und einige Hafenpolizisten schritten gravitätischen Ganges längs der gemauerten Böschungen, und die Compagnien der Garde zogen, wie alltäglich, unter Trommelwirbel und Hörnerklang zu ihren Uebungen aus. Das weite blaue Meer lag ruhig wie ein Binnensee, man spürte kaum die leise Brandung am felsigen Ufer. Glänzend stieg im Osten die Sonne über der schimmernden Wasserfläche auf und vergoldete die zackigen Bergzipfel, die über der Insel emporragten.

„Wir werden eine schnelle und ruhige Fahrt haben, Signorina!" meinte der Kapitän der Felukke.

Louison hörte die Worte gar nicht. Sie hing am Halse der Mutter und vergoß heiße Thränen — so schwer hatte sie sich die Abschiedsstunde doch nicht gedacht, wie sie nun wirklich war. Und die Mutter mischte ihre Zähren mit denen ihres Kindes, und immer wieder bat sie, wie oft in den letzten Wochen: Vergiß mich nicht, höre nicht auf, mich zu lieben!"

Der Kapitän mahnte. Auf dem Deck der Felukke und am Quai waren die Matrosen schon beschäftigt, die Taue zu lösen; der Hafen-Hauptmann — Napoleon hielt in seinem Liliputreich auf scharfe Polizei — hatte die Papiere der Mannschaft und der einzigen Reisenden schon geprüft und für richtig befunden. Da kam eilenden Schrittes aus der Stadt Dulot, einen Strauß duftender Heckenrosen in der linken Hand.

Sein Gesicht glühte vor Erregung und Freude, daß er noch zur rechten Zeit eintraf. „Fräulein Louison, ich stieg noch einmal in aller Frühe in die Berge, um Ihnen einen frischen Blüthenstrauß zu pflücken," sagte er mit leuchtenden Augen. „Nehmen Sie ihn als einen Abschiedsgruß von mir freundlich an."

Louison drückte das erröthende Antlitz in die duftenden Haide-Blumen. „Dank besten Dank!" flüsterte sie. „Wie lieb und gut von Ihnen, sich meiner Lieblingsblumen zu erinnern, die ich nur allzu sehr vermissen werde." Sie schwieg einen kurzen Augenblick, um dann herzlich hinzuzusetzen: „Auch Ihnen, Kapitän, wünsche ich von ganzer Seele Glück — und die Erfüllung aller Ihrer Wünsche!"

„Aller?!" er sprach's mit so merkwürdig warmer Betonung, daß sich ihr Erröthen zu heller Gluth steigerte. Aber er faßte sich schnell und fuhr ruhiger fort: „Was meine nächstliegenden Wünsche anbetrifft, so kann ich den Damen mittheilen, daß ich übermorgen in Begleitung des Lieutenants Gellier ebenfalls Porto Ferrajo verlasse. Seine Majestät haben endlich eingewilligt — ich gehe nach Rußland!"

„Signorina!" rief der Schiffer, „ich bitte, an Bord zu kommen. Es ist hohe Zeit, wenn wir Livorno zu guter Stunde erreichen wollen!"

Noch einmal umarmten sich Mutter und Tochter. Noch einmal durfte Dulot seine Lippen auf die zarte Hand des jungen Mädchens drücken. „Vergessen Sie mich nicht ganz!" bat auch er, und Louison neigte leise das schöne Haupt. Sie sagte nichts, aber er glaubte, in ihren Augen etwas zu lesen, das ihm wie das Versprechen, seine Bitte zu erfüllen, erschien.

„Lebewohl—Lebewohl, mein Kind! Denke an Deine Mutter!"

„Auf Wiedersehen!" rief Dulot hinüber, als die Felukke sich vom Quai löste.

Und Louison, die auf dem Verdeck stand, winkte mit dem flatternden Tuche, und, von Thränen halb erstickt klang ihr Ruf zurück: „Auf Wiedersehen!"

Sechstes Kapitel.

Was Napoleon's Schwert in zwei Jahrzehnten mit Blut und Eisen von Europa's Staatengebieten auseinandergerissen und nach seinem Eigenwillen wieder zusammengeschmiedet hatte, sollte auf dem Wiener Congreß auf's Neue in eine den siegreichen Fürsten des alten Regimes genehme Ordnung gebracht werden. Des Kaisers Wille und Frankreichs siegreiche Heere hatten die Landkarte des Erdtheils gründlich verändert; wenn man vom äußersten Osten Europa absah, war kaum ein Staat im unverletzten Besitz seines Gebietes geblieben. Alte Reiche hatte er zerstört, neue aufgerichtet, wieder zerrissen, und noch einmal zusammengefügt. Italien war ein Königreich geworden unter dem kühnen Reiterführer Murat, dem Schwager des Gewaltigen; in Spanien hatten seine Heere einen langen, nie zum völligen Abschluß gelangten Krieg gegen den Willen einer beispiellos tapferen Nation geführt, um ihr die Herrschaft eines Napoleoniden aufzuzwingen; Oesterreich war seiner italienischen Besitzungen beraubt worden. Die Niederlande wurden französische Departements. In Deutschland hatte Napoleon das morsche alte Reich zerstört, hatte aus dem Hessenlande und Theilen Preußen und Hannovers ein neues Königreich Westfalen geschaffen, das er seinem Bruder Jerome, dem König „Morgen wieder lustig!", anvertraute. Aus hundert Stücken, die ehedem unter geistlicher oder weltlicher Herrschaft gestanden, hatte er den „Rheinbund" geformt; deutschen Kurfürsten hatte er zum Dank für ergebene Vasallendienste Königskronen auf die Häupter gesetzt; die alten, ehedem so kraftvollen Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck waren französische Provinzstädte geworden, und während Preußen der Hälfte seines Besitzstandes beraubt wurde, schuf Napoleon ein neues Polen und meinte sich damit in den tapferen Polensöhnen eine Armee treuer Bundesgenossen zu erwerben.

Und nun galt es, die Landkarte, wie sie der Kaiser gemodelt, wieder umzuformen, alle Rechte, Vorrechte und Unrechte wiederherzustellen, neu geschaffene zu beseitigen, verfallenen Privilegien neuen Odem einzuhauchen, jungen Privilegien, wie es der Vortheil und das legitimistische Prinzip erheischte, feste Giltigkeit und Ansehen zu verleihen; Völker und Fürsten zu versöhnen, den opfermuthigen Mitkämpfern am großen Befreiungswerk ihre wohlerworbenen Ansprüche zu gewährleisten, ihnen den Dank Europas darzubringen, übertriebene Forderungen zurückzuweisen oder einzuschränken, kurz, eine Riesenaufgabe zu bewältigen.

Wer ahnte jedoch damals, als sich die Fürsten und Diplomaten von ganz Europa an der schönen blauen Donau ein Stelldichein gaben, daß der große Congreß sich in einer Fülle von Einzelaufgaben, in Intriguen und Eifersüchteleien fast ganz erschöpfen würde! Daß gerade Frankreichs, des soeben unter blutigen Opfern niedergeworfenen Staates, von dem gewandten Talleyrand vertretne Interessen den Hauptantheil alles Gewinnes einheimsen würden, daß der Staat dagegen, der am meisten für die Zertrümmerung der napoleonischen Macht gethan, daß Preußen am wenigsten Gewinn für seine ungeheuren Opfer haben sollte! Wer ahnte, daß die Rechte des deutschen Volkes, das Gut und Blut für seine angestammten Fürsten vergossen, so gut wie gar nicht beachtet werden würden!

Aus allen Theilen des Erdtheils kamen sie angereist. Ende September und in den ersten Oktoberwochen 1814, die hohen Herren, die klugen oder sich klug dünkenden Politiker, die Fürsten und Großen, jeder mit einem gewaltigen Portefeuille voller Wünsche und mit hübsch gerundeter Goldbörse, wohlgerüstet zu einem langen Aufenthalt in dem gastfreien Wien, der sonnigen Phäakenstadt, von der Schiller gesagt hatte: „Immer ist's Sonntag, immer dreht am Herd sich der Spieß!" Und mit den Fürsten und hohen Herren kam ein unendlicher Troß von Adjutanten und Kammerherren, von Dienern und Köchen und Kellermeistern, von schönen Frauen und Mädchen, von Abenteurern und Abenteurinnen! Wie die Planeten um die Sonne, so drehten sich die kleineren Fürstlichkeiten um die Kaiser und Könige: um den gastfreien Kaiser Franz, den Zaren, der mit seiner schönen kraftvollen Erscheinung und der Liebenswürdigkeit seines Wesens alle Herzen bezauberte und bezaubern wollte, um den immer bescheidenen König Friedrich Wilhelm den Dritten von Preußen. Da waren die Könige von Bayern, von Württemberg und von Dänemark; der Großherzog von Baden, der Kurfürst von Hessen, die Herzöge von Braunschweig, von Weimar, von Sachsen-Coburg; da waren die Fürsten und Erbprinzen von Mecklenburg, von Reuß, von Anhalt, von Schaumburg, von Hessen-Homburg, von Neuwied, von Salm-Kyrburg, von Nassau-Weilburg — da war endlich neben den Kaiserinnen von Oesterreich und Rußland, den Großherzoginnen von Weimar und Oldenburg, eine stolze Schaar schöner Frauengestalten aus den ältesten Geschlechtern ganz Europas, schlank gewachsene Nordlandtöchter von den britischen und dänischen Inseln, dunkeläugige Polinnen, graziöse Französinnen, blonde deutsche Frauen; da wetteiferten die Gemahlinnen der reichen ungarischen Magnaten mit den Damen der alten Grafenfamilien Niederösterreichs an Prachtenfaltung, und die Töchter der italienischen Principes mit den üppigschönen Frauen der Bojaren aus den Donaufürstenthümern!

Aber sie Alle, Männer wie Frauen, sie Alle wollten nicht nur in ernsten Unterhandlungen Vortheile gewinnen, sich amüsiren! Allzu lange hatte die Kriegsfurie ihre blutige Schreckensgeißel über Europa geschwungen, jetzt athmete man endlich auf, wie von einem Banne erlöst, und gab sich den frohen Stunden, die sich hier in Wien, der ewig lustigen Stadt darboten, mit ganzer Seele hin! „Der Congreß vergnügt sich!" das war das Schlachtwort, dem Alle huldigten. Neben der Hofburg thaten sich die stolzen prächtigen Paläste der österreichischen Großen auf, der Fürstenbergs, der Zichys, der Esterhazys, der Lobkowitz, der Kinskys und Palfys! Und neben diesen wieder entfalteten die unermeßlich reichen Fürsten der Wiener Börse, die Häuser der Eskeles, Pereiras, der Arnsteins und Geymüllers eine fast orientalische Pracht!

Nicht lange und man setzte in Rücksicht auf den überlangsamen Fortgang aller Geschäfte dem Wort „Der Congreß vergnügt sich" mit Recht den spottenden Nachsatz hinzu: „Der Congreß tanzt, aber er kommt nicht von der Stelle!"

Es war ein Leben in Glanz, Pracht, Ueppigkeit und Genuß, das man an der Donau zur Zeit des Congresses, des gewaltigen, noch nie dagewesenen Zusammenströmens von Geist, Schönheit, Ruhm und Gold führte. —

Kaiser Franz hatte seine Gäste zur großen Redoute nach der Hofburg geladen. Gegen zwölftausend Gäste eilten sich in den vom Schimmer unzähliger Kronleuchter erglänzenden Räumen, in den Prunksälen, deren Wände mit Spiegeln bekleidet waren, in den wundervollen, trophäengeschmückten Hallen und in der langgestreckten Flucht kleinerer, mit den erlesensten Meisterwerken der antiken und modernen Kunst ausgestatteten Salons. Die Corridore und Gänge waren für den einen Abend in Alleen von Myrthen und Palmen verwandelt, zu deren Schmuck die berühmten Gärten von Schönbrunn und Laxenburg geplündert wurden; der sogenannte kleine Redoutensaal glich einem Lorbeerhain. Aber aller Glanz wurde übertroffen von der Ausschmückung des eigentlichen Tanzsaales. Kein Raum der mächtigen Hofburg wäre für die ungeheure Zahl der Geladenen ausreichend gewesen, man hatte daher die riesengroße Reitbahn in einen Tanzsaal verwandelt. Die Wände wurden mit weißen Stoffen ausgeschlagen, über welche sich blaue Seide und Silbergaze spannte; von der Decke hingen kostbare orientalische Teppiche, eine Kriegsbeute aus den Türkenfeldzügen, herab; an den breiten Eingängen stiegen aus duftenden Blumengruppen hochragende Waffentrophäen empor, und über Alles ergoß sich von zahllosen Wandleuchtern und Kronen herab das sanfte Licht von zwanzig tausend Wachskerzen.

Im weiten Raume wogt die Gesellschaft durcheinander. Auf den Einladungskarten war bemerkt, daß Niemand Schwarz anlegen dürfe! Selbst die bescheidenste Ausschmückung einer Robe mit Schwarz sollte verpönt sein, die Farben der Jugend, der Hoffnung, der Liebe allein waren gestattet. Buntschillernd oder im schneeigen Weiß erschienen die Damen, strahlend in dem Schmuck von Juwelen; die Herren in seidenen, farbigen Dominos, unter denen die Uniformen mit ihren silbernen und goldenen Schnüren und den brillant-besetzten Orden leuchtend hervorschimmerten.

Ein leises erwartungsvolles Rauschen ging durch die Menge, ein Flüstern und Murmeln, bald ganz verschwimmend bald stärker anschwellend, bis der Stab des Oberhof- und Hausmarschalls, der in kurzen Zwischenräumen dreimal auf den Boden klopfte, das Nahen der höchsten Herrschaften ankündigte. Unter Vonanantritt der obersten Hofchargen schritten sie paarweise in den Saal; der Kaiser Alexander mit der Kaiserin von Oesterreich, der Kaiser Franz mit der Kaiserin von Rußland, der König von Preußen mit der Königin von Bayern — gefolgt von einem endlosen Zuge von Hoheiten, Durchlauchten und Fürstlichkeiten. — Unter den Klängen der Musik durchzogen sie dreimal den Riesensaal, um dann von einer Estrade herab einem das Fest einleitenden Kinderballet, das von reizenden kleinen Mädchen und Knaben im bunten Kostüm der venetianischen Dogenzeit getanzt wurde, zuzuschauen. Als die anmuthige Pantomime aber beendet, beurlaubten sich die Monarchen von ihren Damen und mischten sich unter die Menge, die sich jetzt in vollen Zügen der Lust des Tanzes hingab.

An einem der zahlreichen Buffets, die längs der Seitenwände des ungeheuren Raumes angebracht waren, an denen Hunderte von reichgalonnirten Dienern unausgesetzt die erlesensten Delikatessen und die edelsten Weine der altberühmten kaiserlichen Kellereien darboten, lehnten zwei preußische Offiziere; der Eine in der Uniform der Garde-Ulanen, der Andere in dem schmucken Waffenrock der schlesischen Dragoner und schauten mit unverhohlenem Staunen auf die berauschende Prachtentfaltung.

„Also erst seit gestern sind Sie hier Stetten? Hätt's Ihnen auch nimmer vergeben, wenn Sie schon länger in diesem Sodom wären und mich nicht aufgesucht hätten! Wo sind Sie denn abgestiegen? Im Goldenen Lamm oder im König von Portugal?"

Kurt von Stetten lachte. „Lieber Graf, zu einem längeren Aufenthalt in diesen Gasthöfen dürften wohl weder die bescheidenen Tagegelder ausreichen, die Unsereiner erhält, noch die knappe Zulage, die meines Vaters Sohn von Hause bekommt. Aber zum Glück bin ich nicht auf den Gehalt angewiesen. Fürst Hardenberg hat mich für die Dauer des Kongresses eingeladen, sein Gast zu sein."

„Ah!" sagte der zweite Offizier, der Rittmeister Graf Hohenthal, ein junger, reicher, schlesischer Cavalier, der sich auf Urlaub in Wien befand. — „Ah! Ich gratulire, Stetten! Wie zum Geier kommen Sie denn zu dieser besonderen Auszeichnung?"

„Nichts einfacher denn dieses, theuerster Freund! Der Fürst-Staatskanzler ist ein alter Freund meines Vaters, und letzterer gab mir, als ich nach Wien als zweiter Adjutant Seiner Majestät kommandirt wurde, was ich meinem Gönner Gneisenau verdanke, ein Empfehlungsschreiben an den Fürsten mit. Ich hatte dasselbe gestern bei meiner Meldung kaum überreicht, als ich auch schon die Einladung Hardenberg's erhielt. Aber nun, Graf Hohenthal bitte, orientiren Sie mich ein wenig! Ich kenne ja von all' den hier tonangebenden Persönlichkeiten nur sehr wenige."

„Orientiren? Lieber Stetten, das ist einfach unmöglich! Ich kann höchstens auf's Gerathewohl die eine oder andere interessante Figur herausgreifen und Ihnen namhaft machen. Sie allenfalls auch hier und dort vorstellen. Das Weitere muß dann ihrer eigenen Gewandheit überlassen bleiben!"

„Bin's auch so ganz zufrieden! — Wenn man nur erst einigen festen Grund und Boden unter den Füßen hat, hilft man sich schon selbst weiter. Beginnen wir! Wer ist zum Beispiel der alte greise Herr in der österreichischen Feldmarschalls-Uniform, der von einem ganzen Kreis schöner Frauen umlagert wird?"

„Das ist der achtzigjährige Fürst de Ligne, ein Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, Kommandeur des Theresienordens, Ritter vom goldenen Vließ u. s. w., nebenbei ein vielgelesener Schriftsteller und ein boshafter Witzbold. Man nennt den Alten hier seit Jahren den „Oberhof-Witzerzeuger," und er hat das Recht, Dinge ungestraft zu thun und zu sagen, die jedem anderen Menschen unbedingt den Hals brechen würden."

„Und der hochgewachsene Herr dort neben dem Fürsten?"

„Ist der Fürst Anton Radziwill. Sie müßten ihn eigentlich kennen, Stetten, denn er ist unserem Hofe nahe verwandt: seine Gemahlin ist die Prinzessin Luise von Preußen!"

„Eine auffallend schöne Frau, mit der er soeben spricht."

„Die Fürstin Bragation, lieber Stetten! Aber wenn Sie unter den schönen Frauengestalten des Kongresses Umschau halten wollen, so wenden Sie Ihre Augen einmal nach dorthin." — Er wies nach einer anderen Gruppe, die sich um eine mit lässiger Graze in einen Sessel zurückgelehnte Dame gebildet hatte. — „Haben Sie je etwas Vollendeteres an weiblicher Schönheit gesehen?"

Stetten's schönheitsfrohes Auge war entzückt. Ja, das war in der That das schönste Weib, das er je geschaut! Schlank und doch von fraulicher Fülle die Gestalt, ein zart gerundetes feines Antlitz, in dem jede einzelne Linie wie in Marmor gemeißelt erschien; über den vollen Nacken eine Fluth dunkler Locken; das kleine Köpfchen zierlich aus den weißen Schultern herauswachsend, voll Anmuth leicht zur Seite geneigt, als lausche es den Klängen der Musik, die soeben eine Quadrille anstimmte; die großen, mandelförmigen Augen voll flammender Leidenschaft, der Mund ein wenig geöffnet, so daß aus den rosigen Lippen die Zähnchen herausschimmerten, die an matter Weiße mit dem wundervollen Perlenhalsband wetteiferten, das sich in doppelter Reihe um den Hals schlang!

„Ist es möglich?" stieß Stetten wie bezaubert hervor, „giebt es so etwas auf Erden? Wahrhaftig, wenn Venus selbst noch einmal vom hohen Olymp herabsteigen wollte, sie könnte nicht Anderes thun, als die Gestalt dieser Frau annehmen! Wer ist sie?"

„Die Gräfin Potocka! Sie kennen doch die Lebensgeschichte der merkwürdigen Frau? Nein? Nun, sie ist zu lang und zu wechselvoll, als daß ich sie Ihnen hier erzählen könnte — genug, daß das schöne Weib nacheinander türkische Sklavin, Geliebte eines französischen Gesandten, Gattin eines russischen Generals und endlich die vielbeneidete Gemahlin eines der reichsten und vielleicht des reichsten polnischen Grundbesitzers war, als dessen Wittwe sie sich jetzt eine hochangesehene Stellung in der Gesellschaft erobert hat. Hüten Sie sich, Stetten, Sophie Potocka ist noch jedem Manne gefährlich, obwohl sie längst an der Grenze der Jahre steht, von denen andere Frauen sagen, sie gefallen mir nicht. An ihrer wunderbaren Schönheit ist die Zeit spurlos vorübergegangen, als ob sie sich scheute, ein Werk zu zerstören, das seines Gleichen nicht auf dem Erdenrund hat."

„Können Sie mich vorstellen Graf?"

„Mit Vergnügen, bester Stetten! Aber noch einmal: lassen Sie sich warnen! Die schöne Frau hat kein Herz, sagen die Einen; und die Anderen sagen: Sophie Potocka habe zu viel Herz — ich lasse dahingestellt, was gefährlicher ist. Aber wenn Sie durchaus wollen: stürzen wir uns in den Strudel!"

Die beiden Offiziere schritten geradeswegs auf die Gräfin Potocka zu und hatten ihr Ziel fast erreicht, als Stetten plötzlich stehen blieb und, nach einer jungen Dame hinüberstarrend, die am Arm eines älteren, äußerst kokett gekleideten, aber auffallend hinkenden Herrn von der Estrade der Fürstlichkeiten aus quer durch den Tanzraum schritt, mit allen äußeren Zeichen höchster Erregung hervorstieß: „Da, da, Hohenthal! Kennen Sie diese Dame — ist das nicht Mademoiselle Louison de Vernier?"

Der Graf war ebenfalls stehen geblieben. „Meinen Sie die junge Dame in hellrosa Moire antique? Das schöne junge Mädchen am Arm Talleyrand's? Und wer, sagten Sie, sollte das sein?"

„Louison de Vernier! Aber, was frage ich — selbstverständlich ist sie es! Entschuldigen Sie, lieber Graf, aber ich muß sehen, mich der liebenswürdigsten aller Pariserinnen zu nähern — ich muß sie sprechen!"

„Die arme Sophie Potocka — wie schnell doch Ihr Interesse für die schöne Frau verrauscht ist!" lachte der Graf. „Aber, mit Verlaub zu sagen, Stetten, augenblicklich befinden Sie sich doch arg auf dem Holzwege: die Dame, die Sie soeben Louison de Vernier nannten, kenne ich; es ist die Nichte Talleyrand's, Komtesse Savigny-Perigord."

„Komtesse Savigny-Perigord?" wiederholte Kurt mechanisch. „Aber das ist ja unmöglich, Graf! Ich kenne die Dame genau — ich lag in dem Hause ihrer Mutter in Paris im Quartier! Und wahrhaftig, jetzt erinnere ich mich auch, daß Madame de Vernier damals bereits Beziehungen zu Talleyrand hatte, freilich ganz anderer Art, als sie sich hier zu offenbaren scheinen! Doch das wird sich Alles aufklären, sobald ich Louison gesprochen habe. Lassen Sie uns sie aufsuchen, ich brenne vor Ungeduld, die alte Bekanntschaft zu erneuern."

„Gern, Stetten! Indessen, nehmen Sie's mir nicht übel, hier täuschen sich Ihre vortrefflichen Augen doch! Ich würde Ihnen nicht widersprechen, wenn ich nicht bereits zehnmal in Wien mit Talleyrand und seiner reizenden Nichte, der einzigen Dame hier, die mit der Gräfin Potocka an Schönheit rivalisiren kann, zusammengetroffen wäre. Es ist eine Komtesse Savigny-Perigord, verlassen Sie sich darauf. Daß sie nicht identisch mit der Dame, die Sie meinen, sein kann, geht auch daraus hervor, daß sie, wie ich hörte, erst kurz vor dem Beginn des Kongresses das Kloster verlassen hat, in dem der Onkel sie erziehen ließ.

Kurt v. Stetten schüttelte den Kopf. Er konnte sich nicht täuschen. Gleich darauf standen sie vor dem gerieben sten Ränkespinner Europas.

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Bitte.

Köchin (zur Tochter des Hauses): "... Das Verhältniß mit meinem Schatz will ich auflösen, er ist untreu ... gehn's, gnädiges Fräulein, san's so gut und setzen's mir einen saugroben Brief auf!"